Aus einer Militärkonservenfabrik.

Der Entbeinungsraum, in welchem das Fleisch von den Knochen gelöst wird.

Die Fabrikation der Suppenwürfel.

Das Schälen der Zwiebeln.

Wenn wir uns auch ein Bild machen wollen von der ungeheuren Arbeit, die nötig ist, um Millionenheere zu verpflegen, so erscheint uns der erste Eindruck schwerer zum Ziele zu führen, so trachten wir vor allem Klarheit zu gewinnen, daß wir täglich Arbeitsquellen sind einzelner Mannschaften etwa 1250 Gramm Nahrungsmittel benötigt, und zwar setzt sie sich zusammen aus 750 Gramm Brot, 250 Gramm Fleisch oder Wurstkonserven, 150 Gramm Gemüsekonserven, 25 Gramm Kaffee oder 1 Gramm Tee, 17 Gramm Zucker und 25 Gramm Salz. An Stelle der Konserven treten gewissen frischer Fleisch, Gemüse, Hülsenfrüchte und Kartoffeln, die Konserven sind auch dieselben oder die Hauptsache, da sie uns für die Soldaten bequemste Form der Nahrung darstellen. Wenn wir uns vorstellen, daß ein einziges Armeekorps täglich für seine Mannschaft 45,000 Kilogramm Nahrungsmittel gebraucht, die in der Hauptsache aus Konserven bestehen, so leuchtet es ohne weiteres ein, daß ganz gewaltige Betriebe Tag und Nacht in Tätigkeit sein müssen, um diese ungeheuren Mengen liefern zu können.

Außer einigen Privatfabriken, die bestimmte Quantitäten zu liefern haben, sind es die beiden Militärkonservenfabriken, die den Riesenbedarf des deutschen Heeres decken müssen, es sind mustergültige Großbetriebe mit Tausenden von Arbeitern und Arbeiterinnen und den modernsten Maschinen und Einrichtungen. In großen Schlachträumen werden täglich zahlreiche Ochsen und Schweine geschlachtet, deren Fleisch in weiten Kühlhallen abkühlt und aufhängt. Das Fleisch wird dann weiter zerlegt, Fett und sämmtliche Knochen werden herausgeschält und das Fleisch in lange Streifen zerschnitten, die in einer Gulaschmaschine von gewaltigen Messern in Stücke ganz bestimmter Länge zerlegt werden. Dann kommt das Fleisch in große Dampfkochkessel, in denen es mit den nöthigen Gewürzen, vor allem Zwiebeln, Pfeffer und Salz, so lange gekocht wird, bis es beinahe gar ist. Dann wird es aus der Brühe herausgenommen, auf großen Tischen abgekühlt und in ganz bestimmten Quantitäten von je einem Pfund abgewogen. Jede dieser Portionen wird in eine Blechbüchse gestopft, diese bis zum Rande mit der Brühe aufgefüllt und dann unter eine Maschine gebracht, die den Deckel luftdicht durch Umrändelung auf der Büchse befestigt. In großen eisernen Behältern mit durchlöcherten Wänden, die etwa 2000 Stück aufnehmen können, werden die Büchsen in mächtige Kompressionskessel gebracht, wo sie unter hohem Dampfdruck völlig gar gekocht werden. Nach erneuerter Abkühlung wird jede Büchse wieder gewogen, wobei sie ein Mindestgewicht von 510 Gramm haben muß, dann wird sie äußerlich gereinigt und in den Lagerraum gebracht, wo sie einige Zeit verbleibt, um noch vorhandene Fehler feststellen zu können. Später werden die Dosen in Kisten verpackt, die den Aufdruck „Fleisch" tragen, und dann sind sie fertig zum Versandt an die Truppen. Alle Büchsen sind gleich groß, der Deckel trägt eingestanzt die Inhaltsbezeichnung, also entweder „Rindfleisch" oder „Schweinefleisch", und jede Büchse stellt zwei Portionen dar, also das Essen für zwei Mann.

In ähnlicher Weise werden die Gemüsekonserven hergestellt. Gewaltige Mengen von Erbsen, Bohnen oder Linsen werden zu feinem Mehl vermahlen und kommen dann mit Reismehl vermischt und mit ausgelassenem Fett, sowie Salz, Pfeffer und sonstigem Gewürz in die Mischmaschinen, die die ganze Masse gleichmäßig durcheinander bringen. Die in der Maschine etwas erwärmte Masse wird abgekühlt, geht noch einmal durch eine Mühle und kommt dann unter eine Hubpresse, die unaufhörlich aus dem Material feste Würfel formt von genau 150 Gramm Gewicht, d. h. eine Portion. Auf einer beweglichen Unterlage wandern diese Würfel nun zu einer Einwickelmaschine, die ganz selbstthätig je zwei Würfel zusammenfaßt und sie nicht nur mit einer doppelten Verpackung aus Pergament- und anderem Papier versieht, sondern die sauber geschlossene Packung auf den beiden Stirnseiten noch mit einem Schildchen beklebt, auf dem je nach dem Inhalt gedruckt ist: „Erbsen, Bohnen oder Linsen mit Reis. Zwei Portionen zu 150 Gramm." Diese Suppenwürfel werden in Holzkisten verpackt, die mit dem Aufdruck versehen sind: „105 Packete zu 210 Portionen." Jede solche Kiste birgt also die tägliche Kost für 210 Mann.

In der Konservenfabrik werden alle Verpackungen ebenfalls selbst hergestellt. Mit den neuesten Schneide-, Löth- und Rändelmaschinen werden aus Blechtafeln die Büchsen hergestellt und die Deckel mit der Inhaltsbezeichnung versehen. In der Tischlerei werden die Kisten durch Maschinen angefertigt, mit Bandeisen verstärkt und mit dem nöthigen Aufdruck ausgestattet. Wo es nur möglich ist, wird Maschinenkraft verwendet, nur das Schälen der Zwiebeln und die Herrichtung der Gemüse wird von Frauen besorgt. Die Zwiebeln werden übrigens nur in gedörrtem Zustande verwendet; sie kommen, nachdem sie durch Maschinen in Stücke geschnitten worden sind, in gewaltige Dörröfen, in denen ihnen alles Wasser entzogen wird, so daß sie bis zu 90 Prozent ihres Gewichtes dabei verlieren. Trotz dieser zahlreichen Maschinen sind immerhin noch 1400 bis 1500 Arbeiter in jeder Fabrik beschäftigt, von denen der größte Theil Frauen sind. Die Arbeit geht ununterbrochen in zwei Schichten Tag und Nacht vor sich; denn es müssen täglich 100,000 Pfund Fleisch zu Konserven verarbeitet und ebenso viele Portionen Gemüsekonserven hergestellt werden.

Viele erbittert nichts so sehr, als wenn man aus ihren Behauptungen die richtigen Folgerungen zieht.

* * *

Die Geschichte der Menschheit ist ein steiniger Kampf zwischen den Ideen und den Interessen; für den Augenblick siegen immer die letzteren, auf die Dauer aber immer die Ideen.

Zwischen zwei Kriegen.

Heimfahrt auf der „United States".

Von **Elisabeth v. Schmidt-Pauli.**

So oft ist man heimgekehrt von irgendwo — hat empfunden, daß eine Gegend die Arme ausbreiten und ein bekanntes Eisenbahngleis willkommen grüßen kann. Aber dieses Mal — dieses Mal war das Heimkehren so anders!

Man fuhr auf dem Meere. Man war losgelöst von Vergangenheit und Zukunft. Kampf in Amerika war nicht mehr — war nur mehr Gedanke. Krieg in Europa war noch nicht — war nur erst Gedanke. Sonne und Meer und Meer und Sonne — das war.

Ich stand und ließ das Leben von mir abgleiten. — Wo war die Freude? Sie mußte doch da sein — es ging ja in die Heimath! Wo war das Weh? Es mußte doch da sein — es ging ja fort von selbstbestelltem Arbeitsfeld — von Menschen, welche die Fäden meines Wesens kurze Zeit gehalten hatten. — Riß da nicht etwas? Nein. — Wo bist du? sagte ich mir, bist du losgelöst von der Erde?

Aber so etwas kann man nicht lange denken — besonders nicht auf einem kleinen Schiff. Wo ein Mensch steht, da stellen sich die anderen hin. Wo einer geht, da gehen auch die anderen. Sie haben es alle sehr eilig, miteinander Fühlung zu gewinnen.

An Deck sitzen schon viele beieinander und reden. Ganz hinten an der Brüstung steht einer allein — trotzig — ernst. Sehe ich recht? Ich komme spähend näher. „Herr Geheimrath — Herr Geheimrath Meyer-Gerhard, um Gottes willen, werden die Engländer Sie nicht herunternehmen?" Er lächelt so ein wenig mit der Ecke des Mundes: „Wird schon alles gut gehen." Das ist auch einer, der vom Kampfe kommt.

Also nun fahren wir nach Deutschland. Es geht durch den Golfstrom und durch das Eismeer. Der dänische Schiffsoffizier erzählt, wir würden auf zwei oder drei oder sechs Tage nach Schottland gebracht werden, die Engländer würden uns schon abfangen, und die Schiffsladung untersuchen. Durch die Kriegszone also — über Minen — und wenn ein deutsches Torpedo käme? Die Rettungsboote werden freigelegt — elektrische Birnen beleuchten den Schiffsnamen. Ganz wie Deutschland befohlen.

„Wer beherrscht die Meere?" sagt Colonel Emmerson und zwinkert mit den Augen, die so aufmerksam den östlichen und westlichen Kriegsschauplatz betrachtet haben, daß sie nun an England keinen Gefallen mehr finden. „Er ist prodeutsch," rasen die amerikanischen Zeitungen und drucken seine Artikel nicht mehr. Nun fährt er wieder herüber zu uns.

Obwohl die Sicherheitsvorkehrungen uns die Gefahr vor Augen halten, werden wir nicht ängstlich. Wir haben Konzert an einem Abend — und am anderen Ball! Aber dann kommt die Entscheidungsnacht: jetzt konnten sie kommen, die Engländer! Es ist taghell bis um elf, dennoch beleuchten die elektrischen Birnen den Schiffsnamen. Dieser sieht: „nur mich nicht anschießen — bitte!"

Wir spielen nach dem Abendbrot Katze und Maus und Blindekuh — und sind doch ganz vernünftige Leute — einige sind schon grau, sie müssen mitthun! Da . . . englische Kreuzer! Wir laufen, rasen an die Brüstung. Ferngläser her! Was wird aus unserem Geheimrath? (Wir haben nur einen an Bord.) Er steht stumm und verschlossen und denkt: wenn es sein muß! . . .

Aber es muß ja nicht sein — es ist ein Irrthum! — Fischerdampfer sind es, keine Kreuzer. Aber nun gehen wir nicht mehr schlafen! I wo — wir bleiben alle an Deck — die ganze gefährliche Nacht hindurch! So nehmen wir uns vor.

Da kommen die aus England diktirten Schiffszeitungen — gerade zur rechten Zeit. Wir knittern aufgeregt die losen Blätter. Was da alles steht! Natürlich im Westen ein Maschinengewehr abgenommen und zwei Schützengräben erobert von den Franzosen — und im Osten — die ganze Armee Linsingen ist nicht mehr! Unser Geheimrath sitzt mit hochgezogenem Kragen in seinem Schiffsstuhl und liest. „Bitte, Kolleg abhalten!" sagen wir. Das ging nämlich jeden Tag so. Wenn die Zeitung kam: Achselzucken — Nichtverstehen — Nichtbegreifen —. Auch damals, als Bryan ging, hieß es auf dem Schiff: wer versteht es? Nun, unser Geheimrath nützte seine Zeit aus, gab sie her, uns politisch zu erziehen. Er sagte: „Ruhe — hinsetzen!" — Und wir saßen dann alle. Hofopernsängerin — Bewegungslehrerin — Handelskammerdirektor — Professor Z. — Komponistenfrau — Fräulein Dr. B. u. s. w. So viele Deutsche wir da waren, auch heute saßen wir und warteten. „Nun, wer kann das Referat der neuesten Nachrichten übernehmen?" Einer von uns begann stockend. Was ist von dieser Nachricht wahrscheinlich falsch — was richtig? Warum?

Wir hatten Zeit, denn wir wollten nicht schlafen gehen in dieser gefährlichen Nacht. Aber allmählich wurde der Kreis kleiner — immer kleiner. Wir schliefen dann doch sehr gut!

Am nächsten Morgen noch immer nicht gerettet! Noch immer in Gefahr! Die Rettungsgürtel hatten wir alle von ihrem verwegenen Platz über den Betten heruntergriffen. Jeder von uns mit einer gewissen Verlegenheit vor sich selbst: ich bin ja gar nicht bange, aber man kann ja nicht wissen . . ., ich hatte die Feigheit so weit getrieben, den Rettungsgürtel versuchsweise anzulegen. Er schloß nicht — die Achselstücke rutschten herunter. „Wir wollen es doch Alle lernen, bevor es zu spät ist," sagte ich beim Frühstück. Alle lachten muthig. Aber dann gab es eine Ecke — ein wenig versteckt, wo der Gang von den Kabinen abbog —, dahin kamen sie einzeln und sagten zu mir: „Wo ist der Rettungsgürtel, wir wollen Ihnen behilflich sein." Und dann versuchte Jeder selbst zuerst. Alle banden den Gürtel zunächst falsch um — das Hintere nach vorn und das Vordere nach hinten, aber dann wußten wir Bescheid!

Tuuu — tuuu — das Nebelhorn! Dichter Nebel, man konnte nichts mehr sehen! Nachmittags hieß es: Wir sind den Engländern im Nebel entwischt und halten den nördlichen Kurs. Bravo!

Nun sind wir bald in Europa! Es kann doch nicht möglich sein. . . . Deutschland — wir fangen an, von Deutschland zu reden, wie von etwas, das man eigentlich zu lieb für Worte hat. Was wird auf uns warten? Die alten Wege und Stege, die Felder und die Wiesen, die Häuser und Hütten, alles ist noch da — wie vorher, nicht umsonst haben wir drüben vertraut, daß unsere Heimath bewahrt wird. Dank euch, Soldaten! Aber wir hatten keine Nachricht seit Wochen, was konnte in diesen Wochen geschehen sein? Es war, als fielen die Schleier von den Augen. Der Krieg stand da — würgend — zerstümmelnd — trennend — grausam! Es packte uns wie Angst. Noch waren wir auf dem Meere! Noch frei von Vergangenheit und Zukunft! Aber bald mitten darin in Trauer, im Kampfernst! War man so weich geworden? Wollte man lieber noch ein wenig fernab auf den Wellen schaukeln?

Der Nebel riß — vor mir lag das Meer in Höhen und Tiefen. Ein scharfer Wind fuhr mir entgegen. Irgend etwas hob sich aus meiner Seele, wurde groß, wuchs den Stürmen dort draußen entgegen: Heimathsgefühl! — Es war die Nordsee!

Nun kam die Freude über mich — über uns Alle!

Und Freude läßt entstehen;
Es kommt auf Herz und Augen an,
Daß sie, was Glück ist, sehen.
Soviel giebt's, was beglücken kann.

Triumphzug der dänischen Frauen.

Kürzlich hat die dänische Hauptstadt ein überaus eindrucksvolles Schauspiel erlebt. Es war der Tag, an dem König Christian das neue dänische Grundgesetz, durch das Dänemarks Frauen das volle politische Wahlrecht erhielten, mit seiner Unterschrift vollzog, und dies Ereignis feierten die Frauen Kopenhagens und des ganzen dänischen Landes durch einen großen Festzug, den man wohl einen Triumphzug der dänischen Frauen nennen darf. Nicht weniger als 20,000 Frauen waren es, die sich in dem nördlichen Theile der inneren Stadt zusammenfanden, um sich von da in geschlossenem Zuge vor den königlichen Palast auf Amalienborgplatz zu begeben. An der Spitze des Zuges marschirte Fräulein Sif Obel, eine echt germanische Schönheit, die den nationalen Danebrog trug und einen vollständigen Schönheitserfolg errang. Es war, so hieß es allgemein, wo diese blonde Fahnenträgerin erschien, als ob das verkörperte Dänemark selbst hier als Führerin vor dem imposanten Frauenzuge einherschritt. Natürlich waren die zahlreichen Frauenvereine der Hauptstadt alle in dem Zuge vertreten, und von den Vorkämpferinnen für das Frauenwahlrecht in Dänemark fehlte wohl kaum eine; das größte Aufsehen aber erregten die beiden Veteraninnen der dänischen Frauenwahlrechtsbewegung: die 78jährige Frau Julia Bojsen-Möller und die nicht viel jüngere Frau Mathilde Bajer, die Gattin des bekannten Nobelpreisträgers. Es war ein rührendes Bild, diese beiden greisen Frauen im Zuge mitmarschiren zu sehen, auf deren Gesichtern sich die stolze Freude des Tages widerspiegelte. Auf dem prächtigen, von vier Palästen umgebenen Amalienborg-Platze kam der Zug ungefähr um 1½ Uhr an, kurz vorher war der König über den Platz zu der Staatsrathssitzung gefahren, in der er die Unterschrift des Grundgesetzes feierlich vollziehen sollte. Als er von dieser Formalität zurückkehrte, wurde er auf der kurzen Rückfahrt über den Platz von den inzwischen hier eingetroffenen Tausenden von Frauen mit stürmischem Jubel begrüßt. Der König empfing sodann im Palaste eine Abordnung der Frauen, deren Adresse er entgegennahm, während vom Amalienborg-Platze fast unausgesetzt die Gesänge der dort versammelten Frauen heraufklangen. Schönstes Sommerwetter begünstigte die eindrucksvolle Feier, die unzweifelhaft den Mittelpunkt der zahlreichen Feierlichkeiten bildete, mit denen Dänemark an diesem Tage die Einführung der neuen Verfassungbegrüßte.

Ein brasilianisches Bekenntnis zu Deutschland.

Aus Rio de Janeiro wird den „Hamburger Nachrichten" vom 25. Mai geschrieben:

Obwohl naturgemäß die Mehrheit der Brasilianer aus Rassegründen den Franzosen und dadurch dem Dreiverbande wohlgesinnt ist, fehlt es doch auch nicht an Anhängern Deutschlands, und zwar gerade in den Kreisen der Intelligenz. So hatte im Winter der Deputirte de Abranches im Parlament die Niedrigkeit der Beweggründe, die England zur Anzettelung des Weltkrieges veranlaßt haben, gegeißelt. So hat kürzlich der brasilianische Professor Rotha Lima in einer Reihe von Artikeln im „Journal do Commercio" den Nachweis geführt, daß die französischen und belgischen Räubergeschichten über die Greuelthaten deutscher Soldaten Erfindungen sein müßten. Im ähnlichen Sinne hat sich der Visconde de S. Bonaventura im Estado de St. Paulo bethätigt. Die Bemühungen dieser beiden angesehenen Männer sind um so anerkennenswerther, als die beiden Zeitungen, in denen ihre Artikel gestanden haben, die größten Blätter Brasiliens sind.

Da insbesondere die Veröffentlichungen des hochangesehenen Professors Rotha Lima außerordentlich beachtet wurden, so sah sich der Professor Bruno Lobo, ein Mediziner und wüthender Feind Deutschlands veranlaßt, in einer in zahlreichen Exemplaren verbreiteten Flugschrift gegen Rotha Lima vorzugehen und in einer unsäglich niedrigen Weise die deutschen Truppen zu verdächtigen und zu beschimpfen. Erwähnt man noch, daß Herr Lobo eine Schrift dieses Inhalts den brasilianischen Frauen widmet, so erkennt man schon daraus, wes Geistes Kind dieser Mann ist.

Herr Lobo ist nun in geradezu prachtvoller Weise in einem Paulostaner Blatte von einem Brasilianer abgefertigt worden. Der Artikel ist durch zweierlei interessant, nämlich einmal durch die Motivirung, warum der Verfasser von einem Anhänger des Dreiverbandes zum Freunde Deutschlands geworden sei, und zweitens wegen des edlen Ausdrucks, den der Verfasser für sein felsenfestes Vertrauen auf Deutschlands Sieg findet.

Er erklärt, daß für ihn, als einen Mann lateinischer Abstammung, zunächst die Sympathie mit Frankreich in diesem Kriege selbstverständlich gewesen sei. „Für mich, den Lateiner, war Frankreich meine Seele, Frankreich meine Phantasie durch den Roman und das Theater; es war mein Kopf durch das Laboratorium und durch die Philosophie." Der Eintritt Rußlands in den Kampf machte ihn stutzig, die Theilnahme Englands wendet ihn völlig vom Dreiverbande ab. Mit dem Pathos des Romanen schreibt er den Engländern folgendes ins Stammbuch: „Da enthüllt sich die Rolle Englands; die Niedrigkeit seiner Ziele wird offenbar; die ganze Welt sieht erschrocken an seiner Gebärde, an der einzigartigen Gebärde des Schlingers, der unersättlichen Gier, die Schamlosigkeit der Gier, die es seit Jahrhunderten von Eroberung zu Eroberung treibt." So wandte er sich vom Dreiverbande ab. Und mit demselben Pathos erklärt er, warum seine ganze Liebe sich Deutschland zuwandte: „Als ich sah, wie der deutsche Adler Widerstand leistete und angriff, wie er seine Fänge in das Land der Feinde schlug, kolossal und unerschütterlich ein Kampfbild des Muthes und der Bürgertugenden, wie er sich schlug, wie er sich wehrte, wie er die Hiebe von sieben Heeren abwies und wie seine Seele in dem heiligen Liede über seine Lippen quoll: Deutschland über alles — da rief meine lateinische Seele, die den Ruhm liebt und das Opfer achtet, mich auf die Seite der deutschen Seele, die sich so tapfer gegen ihre sieben Feinde vertheidigte."

In dieser hohen Werthschätzung des Kampfes um die Existenz Deutschlands und in der Ueberzeugung von dem Siege des deutschen Heeres schließt der Verfasser: „Der Brief Lobos ist eine Beschimpfung der tapferen deutschen Soldaten, deren unbesiegbarer Glauben in diesen neun Monaten der Kämpfe, der Kälte, des Schnees, der Leiden und der Schmerzen keinen Schaden erlitt. Eine Beschimpfung des Kolosses mit der stählernen Faust und in Vaterlandsliebe erglühendem Herzen, dieses Kolosses, der in dem Gewässer, das die Stauwerke des jahrhundertelangen Hasses über ihn ergießen, kämpft, den Körper mit dem Schlamme der Verleumdung bedeckt, die die Seele aber immer heiter in das klare Blau der Hoffnung getaucht, und der Schritt für Schritt die steile Höhe des Sieges ersteigt."

Man sieht aus diesen von leidenschaftlicher Bewunderung Deutschlands überquellenden Aeußerungen, wie die plumpen Gemeinheiten eines Bruno Lobo und ähnlicher niedriger Geister auf edle Gemüther in dem entgegengesetzten Sinne wirken, als sie es wünschen.

Der frühere Kolonialminister Bernhard Dernburg im Kreise seiner Familie in der Villa im Grunewald bei Berlin. Herr Dernburg ist mit seiner Gattin erst kürzlich von einer Reise nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt.